

Doris Luser

Ich ritt Gaddafis Pferde

Erlebnisbericht

© 2014 Doris Luser

5. Auflage 2022

Umschlaggestaltung: Andreas Walk

Druck und Vertrieb im Auftrag der Autorin/des Autors: Buchschmiede von
Dataform Media GmbH, Wien
www.buchschmiede.at

978-3-99129-293-7 (ISBN Paperback)

978-3-99129-292-0 (ISBN E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglich-
machung.

Das Buch beruht auf Tatsachen. Manche Namen wurden geändert,
um die Identität der Personen zu schützen.

*Du bist zeitlebens dafür verantwortlich,
was du dir vertraut gemacht hast.*

Antoine de Saint-Exupéry

لا الجيش، ولا أجهزة المخابرات تمكنت من إيقاف دوريس لتجد طريقها إلى حبها
ال حقيقي: خيولها.
هذا الكتاب هو وثيقة عن زمن ليبيا الجميل.

Neither military, nor secret services could stop Doris to find her way to her real love: Her horses.

This book is a document about good old Libya, times gone by.

Mohamed Gaddafi
Muscat, October 2021

Prolog

Leicht ist sie nicht, die Entscheidung, von daheim wegzugehen. Daheim ist alles gemütlich. Zu gemütlich, um etwas zu verändern. Aber eigentlich wollte ich ja immer – wie Marco Polo – die Welt bereisen und darüber dann Geschichten erzählen. So habe ich mich doch entschlossen, den angebotenen Job meiner Firma anzunehmen und die Heimat zu verlassen, um einer unbekannten Welt gegenüberzutreten. Das bedeutet nicht, dass ich sehr mutig oder abenteuerfanatisch bin, oder gar veränderungswütig. Im Gegenteil – ich bin ein ganz normaler Mensch. Und wohl auch ein bequemer, ganz nach dem Motto: „Was ich heute kann besorgen, das verschiebe ich auf morgen ...“

Dienstag, 10. November 1998

Es ist Abend, draußen regnet es, und es ist kalt – so wie ein Novemberabend sein muss. Im Haus meiner Eltern ist es gemütlich, im Kamin tanzt wie immer das Feuer. Merkwürdig, dass heute das Feuer tanzt, wo mir doch so gar nicht wohl zumute ist, und nicht nur mir geht es so. Alle, alles muss gedrückt sein, so wie die Stimmung jetzt in meinem Zuhause. Es ist wohl nie schön, wenn ein Kind das Elternhaus verlässt, aber zum Teufel, ich bin ja schon oft weg gewesen, nicht nur für ein paar Tage oder Wochen auf Urlaub, nein, ich bin so richtig ausgezogen, um die Welt zu erkunden.

Geht es einem so, wenn man stirbt, überlege ich. Ich habe irgendwo mal gelesen, dass dann das ganze Leben an einem vorbeizieht. „Verflixt, du stirbst jetzt aber nicht“, ruft mich meine innere Stimme zur Besinnung.

Nur jetzt nicht den guten Mut aufgeben. Nicht meinetwegen – meiner Eltern wegen! Die haben schon schwer genug mit meiner Entscheidung zu kämpfen. Denen darf ich es in diesem Moment nicht noch schwerer machen als es mir schon fällt. Nein, nichts da, Augen zu und durch! Es ist meine Entscheidung, und die mache ich auch für meine Liebsten auf der Welt nicht rückgängig.

Wie war das noch mal? Wie lauten die tollen Sprüche, die meine Entscheidung mitgefällt haben? „No risk – no fun.“ Und: „Was mich nicht umbringt, macht mich nur härter.“ Da gibt's noch ein paar, die ich mir ab jetzt zur Maxime mache.

Die Türglocke läutet.

„So“, sage ich, „auf geht's!“, schlüpfe schnell in meine ausgelatschten Panama-Jacks, in die ich jeweils einen Umschlag mit fünfhundert Dollar gelegt habe, und ziehe

die Lederjacke an.

Wer mich kennt, weiß, wie sehr ich Abschied hasse. Ich mache mich gern unauffällig aus dem Staub, verabschiede mich auf „französisch“, wie man so schön sagt, nur funktioniert das bei Eltern nicht, die ihr Küken gerade mal wieder ziehen lassen müssen ...

In der Abflughalle ist es ruhig, es ist fast Mitternacht, und nicht nur ich bin müde.

„Du stehst da wie ein Häufchen Elend“, sagt meine innere Stimme matt, „wenigstens frisieren hättest du dich noch können.“

Die Haare wirr, die Augen leer, die braune Lederjacke hängt schwer auf meinen Schultern, das Geld drückt in den Schuhen. Nur ein Schmunzeln bei einigen, wenn sie den Teddybären entdecken, der mich auf allen Reisen begleitet. Sein Name ist „Niknak“, und ich brauche ihn als Kopfpolster, wenn ich weg bin von daheim. In sein braunes Fell habe ich so manche Träne fallen lassen, und im Flugzeug kuschle ich mich fest an ihn, als könne er mir mein mulmiges Gefühl nehmen oder wenigstens mit mir teilen. Vielleicht habe ich mir zu viel vorgenommen mit der Absicht, in Afrika zu arbeiten? Vielleicht haben die Kollegen Recht gehabt, die Wetten abgeschlossen haben, ob ich nur einen Monat dort aushalte oder höchstens zwei. Aber nein, nur jetzt nicht darüber nachdenken!

Mitten in der Nacht werde ich von der grellen Beleuchtung in der Kabine aus den Träumen von daheim gerissen. Wir befinden uns im Landeanflug auf Djerba, der kleinen tunesischen Insel, denn am Zielort meiner Reise herrscht Flugembargo.

Ein Urlaubsausflug ist das keiner, das wird mir schnell klar, als ich vor der Ankunftshalle das Militär sehe und einen dicken, gelben Strich am Boden vor der Passkontrolle,

nicht mal ein zufälliges Darüber treten wird akzeptiert von dem Herrn in blauer Uniform und schwarzen Schnürstiefeln, mit Barett auf dem Kopf und umgehängter Kalaschnikow. Hier werden Menschen schroff angesprochen. Nur mein Niknak zwingt den Mann zum zweimaligen Hinschauen und zu einem aufmunternden „Bear has passport?“, als er meine Miene sieht. Ich kann nur den Mund verzieren – ein Lächeln ist das bestimmt keines.

Vor dem Flughafen wartet auf mich und mein Gepäck ein Fahrer, der mich über die Grenze Tunesiens in mein neues Arbeitsland bringen soll. Das Taxi ist keine Limousine, wie ich es von heimischen Transporten gewohnt bin, sondern ein alter Volvo Passat, bei dessen Ansicht mir sofort Sicherheitsgedanken ins Gehirn schießen, die ich aber gleich verwerfe, denn jetzt bin ich schon mal hier und werde die Fahrt bestimmt überleben, denn es kann ja nicht sein, dass meine Abenteuerreise schon zu Ende ist, bevor sie überhaupt begonnen hat – nur wegen eines alten, zerbeulten Autos.

Der Chauffeur nimmt mir mit einem „Salamaleikum“ den Koffer ab und hält mir sogar die Tür auf. Drinnen zwinge ich mich, die Gedanken an Wanzen und Motten zu verdrängen, was mir gelingt, als der Fahrer sich auf seinen Sitz fallen lässt, das Radio anstellt und mir sehr laute, fremde Töne in die Ohren kriechen. Mit Schlafen ist jetzt nicht mehr viel drin – außerdem werden wir auf der vierstündigen Fahrt in Richtung Osten ungefähr jede Stunde bei den libyschen Checkpoints von der Miliz zur Gepäckdurchsuchung angehalten. „Gut, dass ich mein Radio zwischen meiner Unterwäsche versteckt habe“, überlege ich, „denn ohne meine Musik stehe ich das vermutlich nicht durch.“ Der eingeschweißte Speck obendrauf soll verhindern, weiteren Inhalt überhaupt

anzufassen. Kollegen geben ihre Erfahrungen eben weiter
...

Im Morgengrauen, bei strömendem Regen und bei Geschichten mit Gerüchen und Gesichtern aus seinem Dorf, lenkt der Fahrer sein Auto zur letzten Kontrolle – dem Sicherheitsgate zu meinem neuen Zuhause: dem Camp „Regatta“.

Trotz erschwerter Sicht sehe ich bei der Anfahrt dorthin Pferde im Regen stehen ...

Und so sieht es hier aus: Gitter vor den Fenstern meiner Wohnung, und die Eingangstür mit zwei Schlossern gesichert. Scheppernd schieben sich die Verriegelungsstäbe aus dem Boden, als es mir endlich gelingt sie aufzuschließen. Das ist gar nicht einfach, und ich brauche den Fahrer dazu, bis ich begriffen habe, dass ich den Schlüssel andersherum drehen muss als gewohnt.

Die kleine Wohnung ist braun und grau gehalten, doch auf dem Tisch steht ein Blumenstrauß, ein bunter Willkommensgruß, von vorerst Unbekannt, denn den Brief will ich jetzt nicht lesen. Ich beziehe noch schnell das Bett mit dem mitgebrachten Überzug, um dann im Seidenpyjama den verwirrenden Eindrücken der letzten Stunden zu entfliehen.

Die ersten Tage

Guten Morgen, ein neuer Tag, und alles erscheint im Heute schon viel schöner, aufregender – es meldet sich sogar schon Abenteuerlust in mir. Nur das mit dem Wetter scheint nicht zu klappen: Vom warmen Doppelbett aus sehe ich den Regen auf das vergitterte Schlafzimmerfenster schlagen.

„Hilft nix, raus aus den Federn mit dir!“ Mit meiner inneren Stimme bin ich nie allein.

Brr, kalt ist es! Aber mit Musik geht ja bekanntlich alles besser, und so grabe ich das Radio aus der Wäsche ... und welche Freude: Der Stecker passt in die Steckdose. Mal sehen, wie es hier mit den Sendern ausschaut. Nun, nicht so gut, diese Dudelei, der altgriechischen sehr ähnlich, geht mir jetzt schon auf den Geist. Darum will ich die kleinen Boxen aus dem Koffer holen für den CD-Player, um geliebte, gewohnte Lieder zu hören. Ich habe sie eingepackt, ich bin mir sicher. Aber wo sind sie? Wie kann es sein, dass die Boxen nicht mehr da sind, wo ich sie hin gepackt habe? Okay, vielleicht finde ich ja doch einen guten Sender ... und die Blumen, wunderschön muss ich sagen, ziehen jetzt die Aufmerksamkeit auf sich. Im Begleitbrief steht, dass ich bald abgeholt werde, zur Arbeit. Weil ich so gut geschlafen habe und viel Zeit mit einer nicht vorhandenen Musik vertrödelt habe, sputet ich mich ins Bad. Klitzeklein ist das, aber immerhin ein Trockner auf einer ... einer ... Waschmaschine! Iih, denke ich, da steht sie, und ich werde sie ab jetzt jeden Tag mindestens zweimal sehen. Dieses Ding, das ich bis heute sogar erfolgreich aus meinem Wortschatz verdrängt habe.

Und auch jetzt habe ich keine Zeit, mir darüber Gedanken zu machen. Auch keine Gedanken mache ich mir

über die Badewanne und den mit blauem Packband zugeklebten Gully. Der Pyjama gleitet auf den Fliesenboden, ich rein in die Dusche und freue mich auf den heißen Regen ... Duschgel und Badeschwamm in der Hand. Doch nicht mal ein klitzekleines Tröpfchen kommt aus der Brause. Na ja, dann eben ungeduscht ins neue Leben.

Was zieht man denn an in einem arabischen Land, wo immer die Sonne scheint? Oh, kurz retour, manchmal darf es auch regnen, tut sicher gut bei dem vielen Sand, und ich habe halt das kleine Pech, dass es das ausgerechnet an meinem ersten Tag hier tut. Macht nichts, es gibt Schlimmeres, und ich liebe meine Jeans, ein bisschen weiter geschnitten fürs neue Land, wo Jeans sogar mal verboten waren. Aber ohne die geht es nicht bei mir, man wird sie mir hoffentlich nicht übelnehmen. Außerdem sind weite Jeans jetzt in. Ob man es hier mit der Mode so genau nimmt? Beim Zahneputzen stelle ich dann fest, dass das Wasser aus dem Hahn des Waschbeckens auch nur tröpfelt. Ist ein bisschen braun, darum steht wohl auch die Plastikwasserflasche bereit – komische Schrift, denke ich und lese die lateinische Übersetzung noch mit der Bürste im Mund: „Bengashir“ steht da, und ich verschlucke mich fast, als ich zum ersten Mal den Muezzin höre. Sein „Allahuakbar“ sagt mir nichts, ähnelt nur der Dudelei im Taxi auf der Fahrt hierher.

Nun: „Was ich heute kann versprechen, kann ich morgen wieder brechen“ – wenn es mir zu blöd wird, fahre ich eben wieder heim.

Ein zukünftiger Kollege holt mich ab zur Arbeit. Vor der Tür steht zwar der VW Golf zu meiner Verfügung, doch der Kollege findet es besser, wenn ich heute mit ihm mitfahre. „Um dich an das Umfeld und vor allem an den hiesigen Fahrstil zu gewöhnen“, sagt er.

Ich kann aber bei Gott (oder bei Allah) keinen Fahrstil erkennen. Mir kommt es vor, als herrsche hier das Chaos, nicht nur auf der Straße, auch daneben, im bunten Gewimmel verummumpter Menschen, die wie im Fasching verkleidet auf mich wirken, oder als hätten sie alle noch ihre Nachtgewänder an. Dann macht mein Kollege mich auf die nicht vorhandenen Kanaldeckel aufmerksam. Löcher, die man kennen müsse, um auch bei Regen (sprich blind) da nicht reinzufahren.

„Das mit deinem Motorrad herholen kannst du hiermit vergessen“, flüstert meine innere Stimme.

Am Parkplatz vor dem Bürogebäude angekommen, bin ich schon so voll neuer Eindrücke, dass ich nur noch stumm durch Pfützen und Lachen neben dem Kollegen herlaufe, der mir einen Schirm über den Kopf hält. Das wild gewordene Meer und die Möwen neben dem Parkplatz nehme ich nur nebenbei wahr. Mir ist kalt, ich ziehe meine Lederjacke enger um mich, und irgendwie ist mir ganz komisch zumute. Heimweh kann es doch jetzt noch nicht sein?

Das Gebäude besteht aus fünf Türmen, die aussehen wie kopfstehende Riesen-Whisky-Flaschen, auch originell die „Five Towers“ genannt. Überall herrscht geschäftiges Treiben, viele unverschleierte Frauen springen über Pfützen, ein Bettler sitzt auf dem Steinboden mitten im Regen, teilnahmslos lasse ich mich an ihm vorbeiziehen. Im Innenhof der Towers steht ein Springbrunnen, er funktioniert nicht.

„Wäre auch zu viel Wasser auf einmal“, schießt es mir stumpf durch den Kopf, denn der Regen und der Schirm, selbst der Kollege, stören mich mit einem Schlag immens. Aber da bin ich jetzt.

Ich sehe das Ganze einfach als Dienstreise, denke ich,

um mich aufzumuntern.

„Und allein bist du auch nicht, denn du hast ja mich“, erinnert mich meine innere Stimme, dass ich immer auf sie zählen kann ...

Freundlich lächle ich zu den Bemerkungen meines Begleiters: Er versucht mir zu erklären, wie viele und welche Firmen in den Towers sind, als würde mich das tatsächlich interessieren. Er erwähnt Austrian Airlines und Lufthansa, Repsol und Halliburton, Wintershall, Air Italia und eine Botschaft, aber warum erzählt er mir das?

Beim Aufzug sitzen ein paar dünne, rauchende Männlein um einen Plastiktisch herum auf Plastiksesseln und trinken aus Plastikflaschen. Was die hier tun, weiß ich bis heute nicht. Sie mustern mich versteckt von oben bis unten – ob das an den Jeans liegt?

Sie selbst haben welche an, denke ich unwillig, verboten ist es also nicht, und starre frech zurück in stoppelbärtige, ockerfarbige Gesichter mit gelverklebten Haaren obendrauf.

Wir fahren bis zum zehnten Stock, manchmal ruckt der Aufzug, und erschrocken schaue ich den Kollegen an, der das gar nicht zu bemerken scheint und mich angrinst mit seinen schlecht überkronten Zähnen.

Im Büro werde ich schon erwartet: Eine dicke Frau mit Kopftuch in ausgelatschten schwarzen Schuhen und wallendem, geblümten Rock, den ich von den Zigeunerinnen aus Griechenland kenne, hebt sich erstaunlich leicht aus ihrem Drehstuhl und kommt auf mich zu. Ehe ich mich versehe, geschweige denn wehren kann, schließt sie mich in ihre Arme und drückt mich an sich. Es strömt ein komisch gemischtes Gefühl aus Frieden und Angst durch mich, verwundert nehme ich das wahr – völlig macht- und willenlos bin ich an ihrem Riesenbusen.

„Hua, jetzt erstickt sie dich, gleich ist es aus mit dir“, sagt die Stimme in meinem Kopf trocken.

Die Kopftuchfrau zieht mich an ihrer Hand mit rostroten Tattoos ins Büro des Chefs, einem ruhig und freundlich wirkenden älteren Herrn mit weißem Haar, er reicht mir bis an die Schulter. Er setzt mich auf den Besucherstuhl und sich daneben, fragt nett und höflich nach meiner Reise und Ankunft. Ich sage ihm, dass ich mir irgendwie betäubt vorkomme, wie unter einem Glassturz, ich kann es gar nicht genau erklären, und er erwidert, dass ich wohl einen Kulturschock habe. Wie? Jetzt schon? Ich habe doch noch gar nichts gesehen von diesem Land! Huh, wie geht das denn weiter?

Ich rufe die Eltern an. Um sie zu beruhigen, schwärme ich ihnen erst einmal von den vielen neuen Eindrücken vor

...

Beim Nachhausefahren versuche ich, die Pferde vor dem palmengesäumten Camp-Eingang genauer zu sehen. Warum stehen die bei strömendem Regen nicht in ihren Boxen?

Wieder vor meiner Wohnung, die ich ab jetzt „Alcatraz“ nenne, schaue ich betreten auf die verrammelte Eingangstür und überlege, warum das verdammte Schloss verkehrt herum aufgehen muss. Ich bemühe mich nun wirklich, meine Nerven zu behalten. Es gelingt mir einigermaßen, und als ich endlich die Türe entriegelt habe und die Wohnung zum ersten Mal bei Tageslicht betrete, fallen mir unendlich viele kleine Löcher in der weißlich gestrichenen Wand auf. Da hat mein Vorgänger sicher viele bunte Bildchen aufgehängt, um vom dominierend vorherrschenden tristen Grau- und Braunton abzulenken. Ich hasse grau, und nun habe ich einen grauen Spannteppich im gesamten Wohn-Schlafbereich. Ich lasse

die Türe offen stehen, um den leichten Miefgeruch zu vertreiben. Es ist kalt hier drinnen, und so zerre ich den elektrischen Heizkörper von der Holzgarderobe zur Steckdose und schalte auf volle Leistung. Auf dem dunkelbraunen Couchtisch steht der geruchlose Blumenstrauß und die braun-grau-karierte Couch sieht eigentlich ganz gemütlich aus. Auf dem hellbraunen Esstisch im selben Raum, mit den fünf hellbraunen Stühlen drum herum, lauert ein schwarzes Bürotelefon auf mein erstes Telefonat.

„Nun, wenigstens sind die Sessel nicht aus Plastik“, murmle ich und überlege, wen ich anrufen könnte.

Da mir niemand einfällt und ich ja gar nicht weiß, wie dieses Telefon mit den vielen Knöpfen überhaupt funktioniert, mache ich mich daran, meine Reisebox auszuräumen, und als Allererstes hebe ich den bordeauxfarbigen, leichten Wintec-Sattel heraus, streiche liebevoll darüber und hänge ihn über einen Sessel, damit ich ihn jederzeit genau sehen kann. Darauf den Zaum. Nach dem Jobangebot erkundigte ich mich natürlich sofort nach Pferden in diesem Land, und da es im Wiener Büro keine Reiter gab, verwies man mich an den ehemaligen Generalmanager, der hier geritten sein soll. Ich hätte diesen besser nicht gefragt, denn ich hätte meine Entscheidung hierher zu gehen, fast rückgängig gemacht.

„Es gibt keine guten Pferde in diesem Land, nur sehr schlecht bis gar nicht ausgebildete, und nicht gut genährte. Nur das Militär hat gute, sogar tolle“, habe er gehört. „Aber dort hinzukommen ist sowieso unmöglich.“

Wenn ich ein Wort nicht leiden kann, dann ist es „unmöglich“. Enttäuscht habe ich den Sattel also trotzdem mitgenommen.

Dann kommt mein Überlebensproviant dran: Zwanzig

Päckchen Lebkuchenknöpfe, zwei große Senftuben und „Knorr“-Packungen, in jeder Saucenart die Nudeln – genau abgezählt, um bis zu meiner ersten Heimreise zu Weihnachten nicht zu verhungern. Eine davon werde ich gleich zubereiten.

So, die Küche, oder besser die Küchenzeile, ist in dunkelbraunem Holz gehalten, natürlich zu grauen Bodenfliesen, das winzige Fenster ist verziert mit grau gestrichenen Gitterstäben und einem halb heruntergerissenen grauen Fliegennetz, und – war das jetzt gar eine Küchenschabe? Eine Cockroach, die flink unter den Küchenschrank gekrabbelt ist? Nein, ich habe mich wohl geirrt. Die Heizung funktioniert gut – es wird schon warm und damit gleich viel gemütlicher.

Weiter geht es mit dem Auspacken. Mit den Posterfotos meines Pferdes daheim decke ich ein paar der Wandlöcher ab, so gut es geht, noch ein selbst gemaltes Pferdebild über den Fernseher gehängt und das Wohnzimmer schaut schon viel heimeliger aus. Zu dumm, dass ich nur die schwarz-weißen Poster eingepackt habe und das von mir gemalte Pferd ist ein Schimmel auf schwarzem Untergrund. Noch immer sind der geruchlose Blumenstrauß und ich die einzigen Farbkleckse im Alcatraz. Als letzten Lieblingsgegenstand für heute stelle ich noch meine abgetragenen Stiefeletten zum Eingang. Wie wohl alle Frauen habe ich eine innige Beziehung zu meinen Schuhen. Natürlich mag ich auch meine Jimmy-Choos, aber mein Verhältnis zu Stiefeletten sind richtige Romanzen. Die Französisch-, Arabisch- und Griechischlehrbücher lasse ich noch im Karton – ich werde hier sicher noch Unmengen von Zeit haben, um diese Sprachen richtig zu lernen.

Ich werde jetzt versuchen es ein bisschen wohnlicher einzurichten – und dazu muss ich nur den Fernseher ins

Schlafzimmer kriegen. Ich schaue noch schnell nach, welche Sender ich empfange: Es sind VOX und RTL2 – ein bisschen verschneit, aber immerhin! Nur leider ist das Antennenkabel zu kurz, um das Gerät ins Schlafzimmer zu stellen; kein Problem, dann mache ich es mir halt auf der braungrauen Couch gemütlich. Ich bin ziemlich müde, also wiederhole ich schnell das Zahnpflegeprogramm und versuche es noch einmal mit der Dusche. Diesmal ohne Erwartungen und mit der Zahnbürste im Mund – es funktioniert. Das Wasser ist da! Ich drehe es nicht mehr ab in der Angst, dass es wieder wegbleibt, und stecke schnell die Haare hoch, die Jeans bleibt liegen, wie sie runterfällt, der Pullover umgedreht in einer Ecke. Ab jetzt werde ich Wäsche sparen müssen, denn ich weiß ja gar nicht, ob (und leider wie) dieser weiße Kasten namens Waschmaschine überhaupt funktioniert ...

Es ist noch gar nicht spät, aber ich bin so müde, dass ich gleich ins Bett falle und sofort einschlafe – trotz des nicht enden wollenden heiseren Hundegeläuts irgendwo dort draußen.

„Ein Abschied ist wie ein kleiner Tod“, fällt mir ein, als mich der Radiowecker mit rauschender Dudelspiel-Musik grausam weckt. Ich glaube, ich habe noch nie im Leben so tief und fest geschlafen wie diese Nacht, traumlos kommt mir vor, wie tot – darum wohl auch dieser Spruch auf der Abschiedskarte eines Kollegen, mit dem ich eigentlich sehr wenig zu tun hatte. Darum hat mich sein Spruch auch gewundert, aber nicht so viel, um weiter darüber nachzudenken ...

Es ist schön warm im Alcatraz, gern würde ich mich noch weiter rekeln, aber ich kalkuliere meine Aufstehzeit immer so knapp, dass sie für eine ausgiebige Morgenwäsche nicht ausreicht, geschweige denn für ein

Frühstück. Also mache ich Katzenwäsche, und während ich meine Haare zum Pferdeschwanz binde, hupt es auch schon vor der Tür.

Die Fahrt zum Büro läuft genau so ab wie gestern, Hupkonzerte auf der Straße, die Geschwindigkeitsbrecher verlangen ein langsames Weiterkommen der zerbeulten Autos. Wahrscheinlich ist das die Stoßzeit.

Wenn ich mal allein fahre, dann am besten ein bisschen später, denke ich in Anlehnung an meinen gesunden Schlaf.

„Heute nehmen wir die Autobahn“, sagt der Kollege, „damit du diesen Weg auch kennst!“

Die Autobahn ist genau so verstopft wie die andere Straße, bringt also keinen Zeitvorteil, man sollte es nicht eilig haben, ins Büro zu kommen, es sei denn, man fährt vor sieben Uhr. Aber genau das ist die Zeit, zu der ich noch am besten träume. Ich erwähne beiläufig, dass mein TV-Kabel nicht bis ins Schlafzimmer reicht. Der Kollege singt wieder.

Im Büro beäugt mich die dicke Frau mit dem orientalisch-romantischen Namen Laila ganz aufmerksam. Ich mag sie bereits, und als mir ein Schmunzeln auskommt, will sie mich wieder zerdrücken. Ja, ich fühle mich wohl in ihrer Nähe, weiß sie gerne neben meinem Büro in der Rezeption sitzen und fühle mich dadurch irgendwie beschützt – als würde ich jetzt schon ahnen, dass sie mich eines Tages wie eine Löwin verteidigen wird.

Es ist Donnerstag, und morgen schon Wochenende – denn im gesamten Orient ist Freitag der „Tag des Herrn“!